



Abend:

Zeitung.

204.

Sonnabend, am 25. August 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Gedichte von Heinrich Dragendorff.

1. Das Geheimniß.

Ich sah sie wieder! — gleich dem Zephyr schwebte
Ein holdes Engelsbildniß sie daher;
Mein Mund verstummte und mein Herz erbebt,
Mein Auge hielt ich schwer nur thränenleer.

Auf ihrer Stirne thronte Himmelsfriede,
Aus ihrem Auge strahlte eine Welt
Voll Milde, Güte und voll heilger Liebe;
Die Lippe schien wie vom Gebet besetzt.

Sie mocht' wohl meiner Seele Kampf errathen
Im bleichen Antlitze, im umflorten Blick
Wohl ahnen was die stummen Lippen baten
Warum erbebend wich mein Fuß zurück.

Doch, wie konnt' sie um mein Geheimniß wissen
Das selbst sich gab durch keinen Seufzer kund?
Wie, daß von Himmelslust und Weh zerrissen
Mein armes Herz, dem Freud und Frieden schwand?

Wie, daß ich liebe, liebe sie vor allen
So glühend wie noch liebte keiner je;
Wie, daß der finstern Nacht anheimgefallen
Mein Herz mir bricht in namenlosem Weh? —

2. Sonett.

Aus goldnen Träumen sich der Frühling rang,
Vom Himmelsdom aus rosigen Wolkenwogen
Kam er auf hochgewölbten Regenbogen
Im Blüthenschmuck, umgeben von Gesang.

Durch die Natur ein neues Leben drang:
Der Schwan kam singend durch die Fluth gezogen,
Der Waldnacht sind die Säng'er zugeflogen,
Durch Berg und Thal dringt froher Saiten Klang.

Auch meiner Brust ist Lenzeslust entsprungen
Seitdem der Himmelsgruß zu mir gedrungen
Aus Deiner schönen Seele Lichtgesild!

Was mich seither durchglüht, hab' ich besungen,
In Liedern ist mein Glück, mein Weh erklingen:
Dir weih ich sie, geliebtes Engelsbild!

Doña Luisa.

(Fortsetzung.)

Bei der Königin war nie die Rede von Staatsgeschäften; der König erlaubte kaum, daß man dort von den Begebenheiten in Portugal spreche, und sich über seine Siege freue; so verfloss die Zeit in der Langweile eines müßigen Lebens, vermauert wie das in einem Kloster, und ohne alle Zerstreuung als die Ausübung kleinlicher Andachten. Diese düstre Alltäglichkeit paßte zu Doña Luisa's Lage. Sie behielt die stolze und entsagende Haltung die ihrem Unglücke ziemte. Die Königin nahm einen wahrhaft mitleidsvollen Antheil an dem jungen Mädchen, das gleich ihr fremd und allein war an diesem Hofe. Sie behandelte Doña Luisa mit einer liebevollen Vertraulichkeit, welche die Etikette erlaubte, und die sie nicht allemal den Infantinnen, Töchtern Philipps II. gegenüber anwendete.

Der König sprach selten mit Doña Luisa, aber sein düstrier und durchdringender Blick verließ sie nie und stets berührte sein Sessel mit der kronentragenden Lehne das Kissen auf dem sie saß. Er bemerkte mit eifersüchtiger Theilnahme ihre Traurigkeit, die Abspannung gegen welche sie ankämpfte, und die schmerzliche Erregung welche sie jedesmal zu verbergen suchte, so oft eine Nachricht über die Ereignisse außerhalb des Hoflagers zu ihr gelangte.

Die auszehrende Krankheit welche seit langer Zeit das Leben der Königin untergrub, machte indeß Fortschritte, welche jedoch dieser Hof dessen Sorgfalt sie umlagerte nicht bemerkte. Sie war sterbend denselben kindischen Verpflichtungen unterworfen die ihr ganzes Leben betroffen. Nur sie allein fühlte wie nahe ihr Ende sey, und verbarg diesen langen Todeskampf, wie sie das tiefe Leiden verborgen hatte, das ihn herbeigeführt. Nicht ohne Schrecken blickte sie jedoch auf den furchtbaren Uebergang aus dieser Welt in die Ewigkeit, und manchmal flehte sie von Angst ergriffen zu Gott, sie zu retten und weinte über ihre in diesen traurigen Ehrenbezeugungen unumschränkter Macht verfloßne Jugend, über dieses vorzeitige Ende ihrer von den Sorgen der Größe zerrütteten Tage.

Eines Abends saß Doña Luise allein am Bette der Königin, die schwach und gedrückt mit gefalteten Händen da lag, den Blick auf das Bild des Heilands erhoben, zu dem sie im Herzen betete.

Die Camarera mayor und einige Damen saßen Wache haltend am Fenster, dessen aufgezoogene Vorhänge eine laue, schwere Luft eindringen ließen. Grelle Blitze erhellten die weißen Bogengänge des Klosters. Von weitem grollte das Gewitter und die zerrissenen Wolken flogen wie große schwarze Flecke am Himmel, wo noch einige Sterne glänzten. Tiefes Schweigen herrschte in diesem weiten Gemache, das ehemals zu den Capitelversammlungen diente, zwei hohe Candelaber mit duftenden Kerzen überladen warfen ihre strahlende Helle bis in die Tiefe des Alkovens der Königin dessen Vorhänge von weißem Damast geöffnet waren. Neben dem auf drei Stufen wie ein Thron erhöhten Bette, stand ein Gueridon auf dem einige Bücher lagen. Doña Luisa saß auf der ersten Stufe und las laut aus einem auf ihren Knien ruhenden Buche. Es waren die Werke des Fray Luis de Leon.

Seit einem Augenblicke vernahm die Königin nicht mehr die Töne dieser Dichtung voll lebendigen Glaubens, voll milder Trauer; sie hatte das Haupt auf die seidnen Kissen zurücksinken lassen und bedeckte sich das Gesicht mit

ihrem Spitzentuche, gleichsam um dem glänzenden Lichte sich zu entziehen, das die Spiegel und Vergoldungen dieses prunkvollen Gemachs zurückwarfen. Doña Luisa unterbrach ihre Lectüre und sagte, den Vorhang herablassend. — Jesus Maria! man ist hier wie vor einem Trauergerüst! Eure Majestät können gewiß diese große Helle nicht ertragen?

— Ja, antwortete die Königin in abgebrochnen Tönen; aber die Stunde mich schlafen zu legen hat noch nicht geschlagen und die Camarera mayor wird die Kerzen nicht eine Minute früher auslöschten lassen, und wenn ich daran sterben müßte. Fahre nur fort zu lesen, Luisa; diese Verse sind sehr schön.

Das junge Mädchen endete die Uebersetzung des Psalms Miserere mei. Dann wendete sie das Blatt um, schwieg aber plötzlich.

— Nun? ich höre! sagte die Königin sanft, und als Luisa noch nicht fortfuhr, nahm sie selbst das Buch, warf einen Blick darein und fuhr mit bebender Stimme fort: — Ach! es ist ein Sonett auf den Tod des Don Carlos!

Sie schloß die Augen und ergriff die Hand, welche Doña Luisa ausstreckte um das Buch wieder zu nehmen. Ein langes Schweigen folgte. Der Name Don Carlos weckte Erinnerungen des Schreckens und des Mitleids in der Seele dieser beiden Frauen. Der Tod des ältesten Sohns Philipps II. war eine von den furchtbaren Begebenheiten, deren wahre Beweggründe die Menge nie erfährt, und welche ein Geheimniß der königlichen Familie bleiben. Doña Luisa war am Kopfende des Betts niedergekniet: sie sah wie die Königin weinte und wagte es ihr ganz leis zuzuflüstern: — O mein Herr und Gott! Eure Majestät leiden sehr!

— Ja, ich leide sehr! antwortete die Königin unter Schluchzen: ich werde bald sterben.

— Gnädige Frau, man muß an der Gnade Gottes nicht verzweifeln! Er wird Eurer Majestät Leben zum Glücke des Königs und zum Besten des Volks erhalten.

— Gott hat mich verurtheilt! die Glocke von Belilla ist erklungen.

— Die Glocke von Belilla! wiederholte Doña Luisa, ohne zu begreifen wie eine Sache, die ihr so einfach schien, der Königin solches Schrecken einjagen könne.

— Du weißt nicht was das bedeutet? Die silberne Glocke von Belilla besigt die Gabe der Prophezeihung. Sie tönt nur jedesmal dann wenn eine hochgestellte Person im Begriff steht, die Welt zu verlassen. Sie tönte dem Tode des Don Carlos, tönte dem der jungen Kö-

nigin von Spanien, Elisabeth von Frankreich . . . Jetzt kündigt sie mein nahes Ende an.

— Wer hat das Eurer Majestät hinterbringen können? sagte Doña Luisa: wer hat Euch mit diesen traurigen Vorhersagungen unterhalten können, deren Auslegung niemals sicher ist? O! man hat Euch getäuscht, gnädige Frau!

— Der König! Es war der König! murmelte sie in unbeschreiblicher Angst, indem sie athemlos sich aufrechtete, mit stierem, glühenden Auge und bleicher Lippe.

Doña Luisa schauderte: sie bemerkte eine plötzliche und furchtbare Veränderung in diesen gewöhnlich leidenden aber ruhigen Gesichtszügen. Es war als ob der Athem des Todes sie schon berührt habe.

— Seit gestern ist meine Seele mit Schrecken erfüllt, begann die Königin wieder mit Anstrengung. Der König, habe ich ihn recht verstanden? o Gott, ich zittere vor ihm und wage doch nicht ihn zu fragen . . . Ich fühle wie mir das Leben schwindet wenn sein Blick auf mich fällt . . . Höre, Luisa, Du mußt ihn gleich selbst aufsuchen und erfahren . . . er wird Dir sagen, ob Gott wirklich seinen Willen kund gegeben hat.

— Heilige Jungfrau! ich werde alles thun um Eurer Majestät gefällig zu seyn. Aber wie soll ich, ohne daß er mich verlangte, in sein Cabinet gelangen?

— Das kannst Du, die Infantinnen haben das Recht dazu, und Du genießest hier nach dem Willen des Königs alle Vorrechte ihres Ranges. Geh, sag ich Dir, und fürchte nichts, die Zeit drängt.

(Fortsetzung folgt.)

Biard im Käfig.

Ehe der berühmte Biard, dessen Sklavenmarkt auch in Deutschland vielfach besprochen und bewundert worden, in diesem Sommer nach Italien reiste, wollte er noch eines jener lebenvollen Werke beenden, die er mit so vieler Kunst und Wahrheit behandelt. Die Studien die er zu diesem Gemälde machte, führten einen sonderbaren Zufall herbei, der das ganze Publikum des Pflanzengartens zu Paris in Aufruhr brachte. Stelle man sich nur die gewöhnlichen Besucher der Bären, die Invaliden, die Kinderbonnen, die Straßenjungen und Müßiggänger vor, die diesen Thieren Brod hinunterwerfen und sie auf den Baum in ihrem Zwinger steigen lassen, als sie vor einigen Wochen einen Mann erblickten, der in dem Käfig saß worein man jeden Abend den weißen Bären sperrt. Das furchtbare Thier, sichtlich darüber erzürnt, daß es sein Nachtquartier von einem Eindringling bewohnt sah,

stürzte wüthend auf die Eisenstäbe dieses Käfigs los, und zeigte eine Doppelreihe Zähne von einer Art, die nicht viel Gutes versprochen.

Man kann leicht ermessen zu was für Vermuthungen die Gegenwart dieser geheimnißvollen Person Veranlassung gab, die hier, dem Anscheine nach, zu der Strafe des Propheten Daniel bestimmt war. Einige erblickten darin einen zum Tode verurtheilten Uebelthäter, mit dem man irgend einen gefährlichen Versuch mache. Andre versicherten, daß die Unbesonnenheit, welche vor 10 Jahren ein Invalid beging, sich wiederholt habe, und ein Unbekannter sich in den Graben hinabgelassen, um ein hineingefallenes Stück Geld zu holen, jetzt aber nicht wieder herauf könne. Man ward unruhig, leidenschaftlich, man rief um Hülfe, und während des schien doch der Gegenstand der Neugier und der allgemeinen Theilnahme keinesweges besorgt, sondern richtete dann und wann ein Wörtchen an den Bär, und zeichnete mit einem Bleistifte auf einem kleinen Portefeuille etwas, das man nicht erkennen konnte. Dieß dauerte vier ganzer Stunden, nach deren Ablauf man den Bär seine Wuth verdoppeln, in die Eisenstangen beißen und die Verzweiflung eines hungerrigen Gastronomen darstellen sah, dem man ein köstliches Mittagessen aus den Zähnen rückt. Jetzt aber trat ein junger wohlgekleideter Mann, mit geistreichem Gesicht, gelben Handschuhen und dem Bande der Ehrenlegion geschmückt aus dem Käfig, ein Album unterm Arme, und herzlich ergötzt durch die staunenden Blicke aller Zuschauer die sich auf ihn richteten. Dieser junge Mann war Biard, der Studien zu einem Tags vorher entworfenen Bilde machte, dessen Gegenstand eine Schaluppe ist, die von einem weißen Bären angefallen wird. B. B.

Feuilleton.

System der Farbenharmonie. — Dr. M. Reichenberger gedenkt sein schon lange von Vielen mit Ungeduld erwartetes „System der Farbenharmonie“ herauszugeben, welchem später eine vollständige, alle Erscheinungen der Farbenwelt umfassende „Farbenlehre“ folgen soll.

Perlenfischerei bei Ceylon. — Der jährliche Reinertrag der Perlenfischerei, die hier ein Regierungsmonopol ist, was nach sehr gerechten und verständigen Grundsätzen gehandhabt wird, beläuft sich auf 14,000 Pfund Sterling; im Jahre 1833 aber, wo 1230 Taucher angestellt waren, ward er auf mehr als 25,000 Pfund Sterling berechnet. (Siehe Reichenberger's Reise.)

F. F.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz = Nachrichten.

Aus Berlin.

(Beschluss.)

Wenn Jean Paul mit schneidender Schärfe sagt: „die Fürstin ist in andern Umständen als ihr Land, d. h. in gesegneten,“ so hat er darin den Beweis geliefert, daß wahrhafter Witz, der schwerste Inhalt in der leichtesten Form, in seiner Gewalt stand; wenn aber Gutzkow sagt: „Kommen die Frauen in andere Umstände, so fangen sie auch an, keine Umstände mehr zu machen“: so zeigt er damit unwiderleglich, daß er noch im Stande ist, statt des Kerns die Schaale zu ergreifen. Ich bin nicht für das ausschließliche dieser oder jener Ausdrucksweise, wenn sie nur natürlich aus dem Charakter eines Schriftstellers hervorgeht; allein Gutzkow ist für Komik und die leichte, scharfe Waffe des Witzes viel zu schwerfällig. In zwei Punkten jedoch scheint mir Gutzkow einen bedeutenden Fortschritt zu machen. Er hält sich als Romandichter nicht an ein willkürlich verarbeitetes Abstrakt des Lebens, wie Mundt und Andere; sondern er nähert sich der wahren Auffassungsweise, welche das Leben an seinem pulsirenden Herzen ergreift und zur Anschauung zu bringen sucht. Verjöhnt er sich auch noch nicht mit der Wirklichkeit, so läßt er sich doch auf sie ein, um sie zu bekämpfen; er wird diese Feindin dabei näher kennen lernen und ihr nicht immer so abgeneigt bleiben. Nur in langen Monologen spukt noch der frühere Gutzkow im Roman. Sehr viel hat dieses Werk von Gutzkow's früheren Schriften in der Sprache voraus. Der Styl wird einfach, fest und gediegen, die erzwungenen Wendungen und Phrasen verlieren sich, und „Blasedow I.“ hat davon die herrlichsten Proben aufzuweisen. Man ist nicht berechtigt, die Ansichten einer Person im Roman unmittelbar auf den Verfasser desselben zu übertragen; allein ich zweifle, ob ich ganz Unrecht daran thue, Blasedow's Ansichten theilweis für Gutzkow's eigne zu halten, und hier freut es mich, zu sehen, wie ein Mann, der sich früher auf's Harteste gegen Gott und Christus ausgesprochen, im Christenthum sogar jetzt mehr zu finden scheint als der Haufe der Rationalisten. Er erklärt sich ziemlich entschieden gegen die blinde Aufklärerei, welche nicht zufrieden, das schädliche Insekt von der Blume gelesen zu haben, auch diese zerstört, um ja recht gründlich zu Werke zu gehen. Mit diesem Bewahren gegen Aufklärerei ist zugleich die Anerkennung eines tiefen Grundes im Christenthume verbunden, der von dem leichtsinnigen Verstande nicht berührt werden darf, ohne in dieser Berührung zugleich seine Zerstörung zu finden. Den Brief, den Blasedow an das Sayn-Sayn'sche Consistorium schreibt, um sich die biblischen Texte auszubitten, nach denen er gegen den Aberglauben predigen solle, ist ein Musterstück. Nach Allem wird die Lektüre dieses Romans für den Gebildeten ein Genuß seyn trotz mancher individuellen Gutzkow'schen Störung, und ich hoffe nach dieser Schrift von dem Verfasser noch mehr Gutes, als je von Mundt und Laube zu erwarten steht; ein Ausspruch, den ich um so lieber thue, weil Gutzkow mir persönlich abgeneigt ist und ich ihm eben auch nicht gewogen bin. Feinde sagen die Wahrheit, aber ein rechter, ehrenhafter Feind ist auch nicht gegen das Gute des Gegners verblendet.

Literarisch ist's sonst jetzt ziemlich still, wenigstens ist nichts von Bedeutung in der Kürze hier erschienen. In der Journalistik geht's flau. Auf Anregung Duller's traten hier die Redacteure unter dem Vorsitz des Professor Gubitz zusammen, um sich schriftlich das Ehrenwort zu geben, daß sie einander, die Neuigkeiten abgerechnet, nichts nachdrucken wollten. Damit ist hier die große Angelegenheit des Journal-Nachdrucks abgethan, und was ist denn eigentlich damit geschehen? Wir wissen hier unter uns wenig von solchem Nachdruck und werden die auswärtigen Redaktionen in Masse darauf eingehen, daß es der Mühe verlohnt? Duller ist mit seinem „Phönix“ ausgeschieden; nun fehlt

der Sache das Herz und die Begeisterung steht im Allgemeinen auf Null.

Die Königl. Hofbühne brachte uns so eben eine Raupach'sche Neuigkeit: „Adelheit von Burgund,“ ein Trauerspiel in fünf Aufzügen und mit einem Vorspiel. Man sagt, es sey eine Jugendarbeit, die er nur unter der Hand des gereiften Mannes habe durchgehen lassen, um sie für die Bühne einzurichten. Ich will und kann das nicht entscheiden, und aus der Arbeit selbst läßt sich wenig für diesen Zweck entnehmen. Das Trauerspiel enthält die bekannte Geschichte von dem Giftmischer Berengar und seinem Sohn Adelbert, der nach Lothar's Tode durchaus die schöne, fromme Adelheit von Burgund als Gemahl heimführen wollte. Er nahm sie gefangen und mißhandelte sie; ein ihr innig ergebener Mönch rettete sie nach Canossa, wo sie zwar von Adelbert eingeschlossen, aber von dem deutschen König Otto, dem sie sich verlobt, befreit wurde. Adelbert blieb vor den Mauern Canossa's. Die dramatische Behandlung des Stoffes ist ungewöhnlich roh, und die Farben sind so dick aufgetragen, wie auf den Coulissen. Die Gegensätze des Guten und Bösen fallen so schroff als möglich ins Auge, besonders ist die Mutter Adelberts, die Gemahlin Berengar's, welche das Böse repräsentirt, fast widerlich ausgefallen, und das gilt noch mehr von ihrem Sohn, der auch äußerlich als ein Muster von Häßlichkeit erscheint. Gleichwohl hat Raupach für diese dunkeln Partien des Gemäldes mehr Kraft und Phantasie verwendet, als für das Lichte; denn die engelfromme Adelheit scheint mir gerade im Punkte der Frömmigkeit mißlungen, ebenso der Mönch Celestin, der in seiner Herrin den Abglanz Gottes verehrt. Das wird kein frommer Mönch sagen. Das einzige Freundliche im Ganzen besteht in jenen Geistesblitzen, ohne die auch das schlechteste Stück von Raupach einmal nicht ist; denn leider muß ich auch diese Adelheit unter die rechnen, welche der gedankenreiche Mann invita Minerva geschaffen. Es ist keine Wahrheit in der Handlungsweise der auftretenden Menschen, und die Darstellung sucht die Poesie durch einen ungehörigen Aufwand von rhetorischen Redensarten und Blumen zu ersetzen. Alles, was gesagt und gethan werden soll, schreitet auf Stelzen einher; der Soccus der Tragödie gehört aber nicht zu den Stelzen. Endlich ist auch der Bau zu hohl und nichtig; die Form dieser Tragödie mit ihren Sessionen, Kraftscenen und Schlussentzen ist zu sehr von Raupach selbst verbraucht worden, um noch anzusprechen. Die Ausführung muß sehr glänzend seyn, wenn man diesen Uebelstand auch nur für einen Augenblick vergessen soll. Wozu aber auch diese unverantwortliche Nachlässigkeit, eine Scene, die in zehn Dramen wiederkehrt, immer auf dieselbe Manier zu schildern? Müßen es immer dieselben Momente und dieselben Bilder seyn? Raupach arbeitet schnell, und eine Tragödie ist in einem Monat völlig fertig; ja er hat das Lustspiel: „Vor hundert Jahren“ in vierzehn Tagen gearbeitet: aber mich dünkt, es giebt eine Grenze, wo die Schnelligkeit der Produktion aufhört, ein Lob zu seyn.

Die Darstellung des Drama's befriedigte nicht recht. Ute Bertha Stich gab die Adelheit besser, als man Rollen dieser Farbe sonst von ihr zu sehen gewohnt ist. Die zwei Größen, welche in diesem Drama thätig waren, standen beide nicht an ihrem Plaze. Herr Seydelmann qualte sich mit dem spröden, ungesügigen Adelbert, um ein lebendiges Bild in seiner Weise daraus zu schaffen; es wollte ihm nicht gelingen und mancher Austritt, z. B. wo er der Königin seine Liebe erklärt und schildert, mißlang ganz. Mad. Crelinger hatte als Mutter Adelberts, als Giftmischerin, nicht eine Linie Wahrheit, und ich begreife nicht, wie sie zu dieser gekommen seyn mag, da ich mir nicht denken kann, daß sie das Mißverhältniß ihres Künstlercharakters zu dieser Gestalt nicht gefühlt oder eingesehen haben sollte. So wird denn dies Stück, wie schon so manches von Raupach, spurlos vorübergehen, und man ist nur neugierig, was uns seine neue „Maria Stuart“ bringen wird. Gzl.